

Mahmoud Dabdoub

Ein Glücksfall

Ich bin Palästinenser. Meine Familie lebte in einem Flüchtlingslager in Baalbek im Libanon. Dort wurde ich geboren und wuchs bei meinen Eltern und neun Geschwistern auf. Mein Vater arbeitete sehr hart in einem Steinbruch. Bevor ich im September 1981 zum Studium in die DDR kam, arbeitete ich in Beirut, der libanesischen Hauptstadt. Mein Wohnort war das palästinensische Flüchtlingslager Shatila am Rande der Stadt. Es war ein Glücksfall, dass ich im Büro von Ismail Shammout als „Mädchen für alles“ anfangen konnte. Shammout war ein bedeutender palästinensischer Künstler und Träger des Kunstpreises der palästinensischen Revolution. Zudem Generalsekretär der Vereinigungen arabischer und palästinensischer Künstler. Ihm legte ich meine Arbeiten vor. Im Lager, in Shatila, hatte ich angefangen zu zeichnen und zu fotografieren. Mich beschäftigte, wie wir in Shatila lebten. Das war kein Leben, das war ein Vegetieren. Shammout gab mir die Chance, im Kreise von Künstlern zu lernen. Ich malte und fotografierte, kochte Kaffee, brachte die Post weg und holte die Druckproben aus der Druckerei. Das war gewissermaßen meine Eintrittskarte für die Hochschule. Über den palästinensischen Künstlerverband, den mit dem Künstlerverband der DDR eine solidarische Beziehung verband, erhielt ich ein Stipendium für angehende Künstler. Wir waren 19 Studentinnen und Studenten, die am 11. September 1981 in Berlin-Schönefeld landeten.

Ankunft in Leipzig

Es war ein Freitag und der Zug nach Leipzig war übervoll von Menschen: Studenten, Soldaten, Familien, die über das Wochenende nach Hause reisen wollten. Wir hatten sehr viel Gepäck und weil es nicht anders ging, legten wir einige Gepäckstücke auf einem Kinderwagen ab. Als wir nach drei Stunden in Leipzig ankamen und unser Gepäck und den Kinderwagen auf dem Bahnsteig abstellten, fing die deutsche Frau, der der Wagen gehörte, an zu weinen. Dann sahen wir den Grund – die Gelenke des Wagens waren gebrochen. Wir haben dann von jedem 20 Dollar eingesammelt und ihr das Geld gegeben, damit sie sich einen neuen Kinderwagen kaufen konnte. Darüber war sie froh. Trotzdem verstanden wir ihre Tränen nicht. Wir kamen aus Beirut, kannten Krieg und Tote, darüber weinte man. Ein Kinderwagen? Erst später verstanden wir etwas von Mangelware und Mangelwirtschaft und dass deshalb manche Konsumgüter hoch im Kurs standen.

Von der DDR wusste ich nicht viel. Es hieß, es sei ein schönes Land mit idealen Studienbedingungen. Ich war froh, aus Beirut raus zu sein und hoffte, mit dem Studium ein neues Leben anfangen zu können. Allerdings war ich Ende der 1970er Jahre ein paar Monate in Westdeutschland gewesen, weil mein Bruder in Westberlin lebte und ich die Hoffnung hatte, ein Studium beginnen zu können, was aber nicht möglich war. Also kannte ich die DDR von der Durchreise und Helmstedt als Grenzstation. Jetzt war ich in Leipzig und begann am Herder-Institut, das ausländische Studierende mit deutscher Sprache und anderen Fächern auf ein Studium vorbereitete, Deutsch zu lernen. Ich mochte Sprachen, sprach ein sehr gutes Englisch, hatte in Westdeutschland ein wenig Deutsch mitbekommen und so fiel es mir nicht schwer. Als im Juni 1982 der von Israel initiierte Libanonkrieg ausbrach, war für mich an Lernen nicht mehr zu denken und ich reiste zu meiner Familie. Im September kehrte ich auf Anraten meiner Familie zurück nach Leipzig und legte die Prüfungen am Herder-Institut ab.

Studium und Alltagsfotografie

Gleich darauf begann ich mein Studium der Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst. Am Herder-Institut hatte ich mich bereits einem Foto-Zirkel angeschlossen und eine erste Ausstellung gemacht, die sehr gut aufgenommen wurde. War ich am Anfang noch unentschieden, ob ich Malerei oder Fotografie studieren sollte, entschied ich mich nun für Fotografie. Ich musste sehr, sehr viel ackern. Viel mehr als meine Kommilitoninnen und Kommilitonen, mit denen ich zusammen war. Sie waren alle schon so gut und hatten viel Erfahrung. In der DDR konnten Kinder und Jugendliche schon früh an die Fotografie herangeführt werden. Meine Familie im Libanon konnte mir diese Möglichkeit nicht bieten. Was ich konnte, hatte ich in den zwei Jahren in Beirut gelernt – mit einer Kamera, die ich aus einem Studio lieh und Filmen, auf die ich hin sparen musste. In den zwei Jahren habe ich vielleicht zehn Filme geschossen, heute mache ich an einem Tag zehn bis fünfzehn. In Leipzig habe ich alles über die Technik lernen können und sehr, sehr viele Stunden im Labor verbracht. Am Ende konnte sich mein Diplom wirklich sehen lassen.

Als Student habe ich unheimlich viele Menschen kennengelernt. Ich war neugierig auf die Gesellschaft und lächelte jeden an und grüßte jeden, der mir mit freundlichem Gesicht begegnete. Unsere Lehrer waren wie Freunde. Wir besuchten sie, saßen zusammen und erzählten. Das war sehr schön und ich fühlte mich an zu Hause erinnert. Nicht weit von der Hochschule entfernt lernte ich eine Familie kennen, mit der ich heute noch befreundet bin. Der Mann unterrichtete Musik und sie war auch Lehrerin. Die beiden kleinen Töchter waren sehr niedlich. So grüßten wir uns und lächelten uns an, bis wir in ein Gespräch kamen. Heute sind die Kinder verheiratet und haben selbst schon Kinder. Viele meiner Freundschaften entstanden so. Ich wurde zu Weihnachten eingeladen oder einfach so zum Kaffeetrinken und Süßigkeiten essen. Von den Menschen wurde ich so aufgenommen, wie ich bin, so dass ich mich nie fremd gefühlt habe.

Ich betrachte mich bis heute nicht als Künstler, also in dem Sinne, etwas Besonderes zu sein! Ich mache meine Arbeit. Wenn die Menschen meine Fotografien als Kunst betrachten, dann bin ich glücklich. Viele meiner Fotos in den 1980er Jahren fingen den Alltag ein, den ich erlebte und wahrnahm. Es ging mir nicht darum, die Zustände in der DDR zu kritisieren oder gar anzuprangern. Ich bin Gast gewesen und respektierte als solcher das Gastrecht. Mich haben die Menschen in ihren Alltagssituationen interessiert. Wenn mein Auge etwas sah, das lustig oder komisch schien, dann fing ich zu fotografieren an. Sind die Dinge skurril oder gegensätzlich, lässt sich daraus ein interessantes Bild komponieren? So schaute ich auf den Alltag in Leipzig. Ich war und bin kein Paparazzo und habe immer versucht, die Würde der Menschen, die ich fotografierte, zu bewahren. Die Leute waren wirklich neugierig, es war einfach, an sie heranzukommen und Bekanntschaft zu schließen.

Montagsdemonstrationen – keine Fotos

Ich war erstaunt, dass die Leute 1989 tatsächlich den Mut hatten und auf die Straße gegangen sind, um gegen die herrschenden Zustände zu demonstrieren. Sie wussten natürlich besser als ich, warum sie auf die Straße gingen. Als Gast in diesem Land hielt ich mich zurück, aber ich konnte diese Demonstrationen nachvollziehen. Freiheit ist ein Gut, das der Menschheit als Ganzes gehört. Was mich bis heute quält und traurig stimmt, ist, dass ich nicht fotografiert habe. Vielleicht war ich feige. Es erschien mir zu riskant, die Kamera hochzuheben und nicht zu wissen, wer rechts und links von mir steht. Die einen hätten mich beschuldigen können, für den Westen zu arbeiten, die anderen hätten sagen können, der fotografiert für die Staatssicherheit. Ich stand zwischen Amboss und Hammer. Die

Revolution ist Gott sei Dank friedlich ausgegangen, ganz anders als später in den arabischen Ländern.

9. November – Rückreise in die DDR

Der Zufall wollte es, dass eine Gruppe von Fotografen aus dem Westen meine Diplomarbeit sah, die in unserer Hochschule ausgestellt war. Sie fragten meinen Professor, ob derjenige, dem die Bilder gehören, nicht einen Teil davon mit ihnen in Nordrhein-Westfalen ausstellen könne. Die Gruppe hieß „Arbeiterfotografie“. Die Arbeiterfotografie ist ein Teilbereich der sozialdokumentarischen Fotografie, die innerhalb der Arbeiterbewegung entstand. In der alten Bundesrepublik gründeten sich ab den 1970er Jahren wieder Gruppen, die sich diesem Bereich widmeten. So kam es, dass ich 1989 in den Westen reiste, um eine Ausstellung zu machen, während im Osten inzwischen Massen von Menschen auf die Straße gingen.

Es klingt aberwitzig, aber am 9. November fuhr ich dann mit einer Kollegin aus Köln nach Westberlin zurück und wir passierten einen Grenzübergang nach Ostberlin. Sie wollte ihre Nichte in Ostberlin besuchen und ich dann weiter nach Leipzig fahren. Als wir bei der Nichte meine Kollegin zu Abend aßen und die Nachrichten im Fernsehen verfolgten, sahen wir die Pressekonferenz und einen sichtlich überforderten Günter Schabowski. „Ab sofort, unverzüglich“ – der Rest ist Geschichte. Wir sind an dem Abend wieder zurück nach Westberlin bis zum Kudamm. Gott sei Dank, hier habe ich fotografiert. Das Abklatschen der Autos, die Sektflaschen, der fassungslose Taxifahrer, der mit seinem Wartburg auf dem Kudamm steht – das waren auch für mich sehr emotionale Momente. Ich habe mich für die Deutschen gefreut und zugleich an mein Volk gedacht und mir sehr gewünscht, dass in Palästina Vergleichbares geschähe. Am Kudamm war ich bis zum frühen Morgen.

Leipzig – Fotografieren nach 1989

Nach Wende und Wiedervereinigung habe ich als freischaffender Fotograf gearbeitet. Der Anfang war nicht schlecht. Ich erhielt einen großen Auftrag, bei dem ich bestimmt vier Monate unterwegs war. Es ging darum, die Kunstgüter, die sich in den Klubräumen der Stadt, der Partei oder der FDJ-Jugendorganisation befanden, zu dokumentieren. Das war der Anfang, aber dann war der Anfang schon wieder fast vorbei. Ich habe fotografiert, aber verdient habe ich damit ganz wenig. Mit Bekannten haben wir versucht, eine Zeitung herauszugeben. Aber wir wussten einfach zu wenig darüber, wie die freie Marktwirtschaft funktioniert. Dann kamen schon die Zeitungsableger aus dem Westen – der „Express“, die „Morgenpost“. Für eine Weile habe ich dann als Pressefotograf einfache Bilder gemacht, denn Geld brauchte ich. Später habe ich viel mit der Allgemeinen Ortskrankenkasse zusammengearbeitet. Stück für Stück wurde es besser und mit Hilfe meiner Freunde und Bekanntschaften war da ein Licht am Ende des Tunnels. Der Anfang war wirklich schwer.

Osten, Westen

Bei aller Liebe zum anderen Teil Deutschlands, weil es ja ein Deutschland ist: Ich habe niemals überlegt, in den Westen zu gehen. Den kannte ich ja ein wenig. Mein Bruder lebte in Westberlin und während meines Studiums habe ich ihn regelmäßig über Weihnachten besucht. Eine Woche, zehn Tage – ich bin immer zurückgekommen. Leipzig ist mein Lebenszentrum. Auch war ich nicht sehr materiell eingestellt. Was ich in den Läden von Westberlin sah, kannte ich aus dem Libanon. Und „Intershop“ und „Exquisit“ – die Läden, die in der DDR für viele unerreichbar blieben, interessierten mich nicht. Was ich brauchte, gab es im Konsum und in der Kaufhalle. Mein Interesse galt dem Leben.

Der Westen tickt anders als der Osten und ich denke, es ist ein langwieriger Prozess, die Unterschiede zu benennen und die Verschiedenheit beider Teile anzuerkennen. Gleichbehandlung sollte das Ziel sein. Der Westen sollte den Osten als Teil eines gemeinsamen Ganzen betrachten und sich von seiner Sieger-Pose lösen. Auch kann es nicht sein, dass die Arbeiterinnen und Arbeiter in Nordrhein-Westfalen mehr verdienen als ihre Kolleginnen und Kollegen in Sachsen-Anhalt. Das Prinzip „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ finde ich richtig und es sollte umgesetzt werden. Ansonsten sehe ich kein Problem darin, dass die Bayern mental von den Norddeutschen verschieden sind und ich mich als ostdeutsch betrachte. So, wie ich die Norddeutschen respektiere, möchte ich auch als Ostdeutscher wahrgenommen und respektiert werden.

Heimat

Ich habe es mir nicht ausgesucht, im Libanon geboren zu werden. Zu Flüchtlingen sind wir geworden, als meine Familie aus ihren angestammten Siedlungen in Galiläa vertrieben wurde. Meine Heimat war immer Palästina. Libanon wurde dann meine zweite Heimat. Inzwischen lebe ich hier nun schon viel länger als im Libanon. Deshalb ist hier meine zweite Heimat und der Libanon rückt an die dritte Stelle. Seit dem Jahr 2000 habe ich die deutsche Staatsbürgerschaft, bin ich ein ganz normaler Bürger mit Rechten und Pflichten. Erst mit diesem Pass konnte ich in meine Heimat Palästina reisen und das Land meiner Eltern und Großeltern, die Dörfer, in denen sie gelebt haben, sehen. Palästina bleibt für mich die erste emotionale Heimat. Egal, wie die Welt darüber befindet, wir entscheiden, wo die Heimat ist.

Ratschläge fürs Hierbleiben

Als ausländischer Student wurde man in der DDR sehr gastfreundlich behandelt. Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, es ist wichtig, zunächst einmal Deutsch zu lernen. Ebenso wichtig ist es, das Land als Gastgeber mit seiner Gastfreundschaft zu respektieren. Menschen, die kommen, um zu bleiben, sollten erkennen, dass dieses Land ihnen Möglichkeiten gibt. Und sie sollten erkennen, diese Möglichkeiten respektvoll zu nutzen. Der Teller, aus dem man isst, in den spuckt man nicht hinein. Das heißt, man muss sich Mühe geben – die Gesellschaft respektieren, korrekt sein, nicht betrügen, nicht lügen. Das gehört sich einfach nicht. Ehrlichkeit ist die Grundlage, um sich hier ein gutes Leben aufzubauen. Diese Erfahrungen gebe ich heute an Neuzugewanderte in solchen Integrationskursen wie „Leben in Deutschland“ weiter.